

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Redigirt von C. v. Bodum-Dolffs, prakt. Thierarzt in Wiesbaden.

Nr. 9.

Wiesbaden, den 3. März 1898.

V. Jahrgang.

Nothwendigkeit der Viehversicherung.

Von v. Bodum-Dolffs, prakt. Thierarzt.

Die Versicherung des Viehes oder vielmehr ein zweckmäßiges Verfahren bei diesem Zweige der Versicherung ist für die Landwirtschaft von der allergrößten Wichtigkeit. Unter dem beweglichen Besitze unserer Landwirthe hat der Viehbestand weitaus die größte Bedeutung und den größten Werth, und es vermehrt sich diese überwiegende Bedeutung von Jahr zu Jahr mit dem immer noch niedrigen Stand der Getreidepreise und infolge davon mit der Zunahme sowohl der quantitativen, als der qualitativen, des Viehstandes. Ein für den Viehbesitz in steigendem Maße sich täglich vergrößernder Uebelstand liegt in der durch den gesteigerten Verkehr erhöhten Gefahr der Ansteckung, die leider noch durch einen ungenügenden Schutz vor heute an den Grenzen wesentlich vermehrt wird. Das Eingehen von landwirtschaftlichen Ruchthieren bedeutet für jeden Viehhalter, sei seine Wirtschaft größerer oder kleinerer Art, nicht nur einen recht fühlbaren Vermögensverlust an sich, sondern hat stets auch eine Schwächung des Betriebskapitals im Gefolge und wird dann besonders nachtheilig wirken, wenn das Betriebskapital der betreffenden Wirtschaft ohnehin knapp, oder wie es auch der Fall ist, ungenügend vorhanden ist. Daß gerade unsere kleinbäuerlichen Wirtschaften an einem solchen Mangel an Betriebskapital leiden, ist Jedem bekannt und der Verlust wird um so schwerer empfunden und wirkt um so nachtheiliger, je kleiner der Viehbestand der Wirtschaft ist und je procentual bedeutender der Verlust sich darstellt. Nirgends ist aber der Verlust von größerem Nachtheile begleitet, als in kleinen Wirtschaften, wo jedes Viehstück geradezu unentbehrlich ist, sowohl wegen Verrichtung der Seppanarbeit, als wegen Milchzucht und Düngererzeugung. Sehr häufig genügt schon der Verlust auch nur von einem Stück Vieh um die ganze Wirtschaft in's Schwanke zu bringen, und ich will nicht das trostlose Bild in der Wirtschaft einer Witwe ausmalen, wo die Kuh oft die alleinige Erhalterin der Familie bildet.

Aus diesen Anmerkungen geht schon hervor, daß die Vieh-Versicherungsfrage zu denen gehört, von deren rechtlicher Lösung oft Wohl und Wehe des Landwirths abhängt. Eins sei noch zur allgemeinen Frage beiont, ob eine unverweilte Ergänzung des abgegangenen Thieres mit für den Kleinbauern eine unabwiesbare Nothwendigkeit, und um diese ausführen zu können, muß er zur Inanspruchnahme des Kredits greifen. Geht nun der Geldbedarf zu einer der nur segensreich wirkenden Darlehnskassen, und wiederholt sich ein Verlust nicht zu sehr, doch ich erinnere an das Wort „Ein Unfall kommt selten allein“, so mag die Sache nicht so schlimm sein, muß er aber den Viehhändler anfragen, und kaum er seine Zahlungsbedingungen nicht pünktlich erfüllen, so werden bei Jedem unserer geehrten Leser traurige Bilder in der Erinnerung auftauchen, die nicht ausmalen wären, wenn der Kleinbauer bei einer soliden, schnell und prompt auszahlenden Viehversicherungs-Kasse versichert gewesen wäre.

Es haben daher schon die Landwirthe seit langen Jahrzehnten in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse „Risikofassen“ gebildet, die aber leider zum Theil nicht prosperirten, entweder wegen Verwaltungs-Schwierigkeiten, oder weil sie größere Verluste nicht selbstständig tragen konnten. Es sind daher auch größere Viehversicherungs-Gesellschaften entstanden, und unter diesen nimmt die „Perleberger Viehversicherungs-Gesellschaft zu Perleberg“ die hervorragendste Stelle ein; ihr Geschäftsbetrieb erstreckt sich auf das Deutsche Reich.

Sie versichert A. „Viehleben“ und zwar nach zwei verschiedenen Formen: 1. gegen die Verluste durch den Tod oder nothwendig gewordenen Töbten, einschließlich des Verlustes durch dauernde Minderwerthe, welcher durch Feh- und Beinleiden während der Versicherungsbauer entsteht; oder 2. gegen Verluste durch Tod und nothwendig gewordenen Töbten, also mit Ausschluß des Minderwerthes, welcher durch die unter 1 genannten Fehler entstanden ist.

Die Perleberger Viehversicherungs-Gesellschaft hat ebenfalls eine Abtheilung für Schlachtvieh-Versicherung. Durch diese Einrichtung ist die Landwirtschaft vom landwirtschaftlichen wie moralischen Standpunkte er-

heblich gehoben. Gegen ein geringes Entgelt kann sich der Verkäufer beim Verkauf gegen Verluste durch die Schlachtung decken. Es tritt ferner, da die Versicherung Perleberg bei den versicherten Schlachthieren volle Gewähr übernimmt, d. h. beim Verwerfen eines ganzen Thieres den vollen Ankaufspreis zahlt, bei einzelnen Theilen den Marktwert des Tages, Ständigkeit und Ruhe beim Viehhandel ein, nicht nur, daß der Verkäufer vor dem Verlust des Thieres geschützt ist, sondern es hören auch die kostspieligen, langwierigen oft unsicheren Viehprozesse auf.

Daher ist sehr wohl erklärlich, daß bei dem niedrigen Prämienfuss die Schlachtversicherung sich über ganz Deutschland in kürzester Frist ausgebreitet hat, daß Vertretungen an über 100 Schlachthäusern für Schlachtvieh-Versicherungen bestehen, so in Brandenburg, Berlin, Hamburg, Königsberg, Breslau, Frankfurt a. M., Wiesbaden etc. und auf Wunsch wird diese Versicherungsform überall eingeführt.

Eine besondere Eigenart der Gesellschaft ist die Gruppen- und Verbandsversicherung. Auf diesem eingeschlagenen Wege hat sie der Landwirtschaft schon die größten Verdienste erwiesen, manche Ortsklasse, die krankelte, gesunde wieder und führt heute zum Wohle ihrer Standesgenossen eine kräftige Existenz. Diese Art der Versicherung schützt in der allerbilligsten Weise durch Rückversicherung die einzelnen Ortsklassen, so wirkt daher die Perleberger Viehversicherung nicht schädigend, zerstörend, sondern einigend, kräftigend und erhaltend, und hat so den allein richtigen Weg zur Erhaltung eines gesunden Bauernstandes getroffen. Es ist dieses richtige Prinzip von der Landwirtschaft auch dankend anerkannt worden, denn die Perleberger Viehversicherung ist die einzige, mit der der Bund der Landwirthe im Kontrakt-Verhältnisse steht. Außer diesen 3 großen Versicherungs-Disziplinen ist noch eine Versicherung gegen „Transportschäden“ und eine „gegen Verluste durch Operationen“ eingerichtet.

Hieraus erzieht man mit welcher Umsicht das Versicherungsgebiet von der Perleberger Gesellschaft ausge- arbeitet worden ist und wie stark es in Anspruch genommen wird, dafür spricht das Versicherungskapital welches ständig zunimmt und ult. 1897 M. 44 274 270 betrug, sowie der Garantie- und Reservefonds von zusammen M. 138 592 02. Aber nicht nur das Versicherungskapital spricht für die Sicherheit und Solidität der Gesellschaft, sondern daß sie den staatlichen Aufsichtsbehörden im Deutschen Reich direkt unterstellt ist und daß sie der spez. Oberaufsicht der kgl. Regierung zu Potsdam untersteht, die jederzeit das Recht hat, Geschäftsführung, Bücher, Kasse etc. zu prüfen und zu revidiren. Wir werden später die einzelnen Versicherungsarten noch eingehend besprechen und noch erwähnen, daß Versicherungslustigen gerne kostenfreie Auskunft ertheilt wird, sowohl durch die Direktion zu Perleberg wie auch durch den thierärztlichen Delegierten C. v. Bodum der Landwirthe Herrn von Bodum-Dolffs zu Wiesbaden Sedanplatz 3 I. Et.



Allerlei Praktisches.

Pflege der Wintersaaten. Die Pflege hat darin zu bestehen, daß man alle dem Gedeihen der Staaten feindlichen Einflüsse nach Möglichkeit mäßigt oder beseitigt. Hauptsächlich ist aber darauf zu achten, daß niemals Wasser auf den Wintergetreidefeldern stehen bleibe, daß die Wasserableitung überhaupt zu jeder Zeit in einem guten Zustande sich befinde.

Die Reinheit des Saatgutes. Das Saatgut enthält fast immer fremde Bestandtheile, theils unorganischer, theils organischer Natur. Die unorganischen Beimengungen bestehen in Sand und Erdschleichen. Sie beeinträchtigen den Werth des Saatgutes durch ihren Einfluß auf die Gewichtsmenge. Viel unangenehmer aber sind die Beimengungen organischer Natur, die

Unkrautsamen. Minderwerthige Klearten z. B., dem Roggklee samen beigemischt, die unter ganz anderen Bedingungen, wie dieser gedeihen, Distelarten, deren Blätterfülle einen großen Flächenraum des Bodens einnehmen, die Seidearten, welche zudem noch Schmarotzer sind, und schließlich giftige Beimengungen, wie z. B. die Kornrade, schaden sehr. Daher erste Bedingung: Man kaufe nur von zuverlässigen Händlern, lasse sich die Reinheit garantiren und arbeite in seiner Wirtschaft auf möglichstste Saattutreinheit hin.

Nach der Saat. Ordnung und Schönheitsfuss erfordern, daß der Acker nach erfolgter Bestellung eingepuht wird, worunter man das Zurückwerfen der während der Bearbeitung durch die Ackergeräte über die Grenze des Feldes geschleppten und hinausgetriebenen Erde versteht. Das Einpuhen geschieht mit Schaufel und Harke, und ist dabei darauf zu achten, daß nichts außerhalb liegen bleibt und die zurückgeworfene Erde gut vertheilt und geebnet wird; gleichzeitig damit zu verbinden ist das Aufhacken oder Umgraben der Ecken, wohin der Pflug nicht gelangen konnte.

Starke Eis- oder Schneekrusten über Saatfeldern müssen bei eintretendem Thauwetter mittelst entsprechender schwerer Walzen zersprengt werden, damit die darunter befindlichen Pflanzen mit der zur Erhaltung ihrer Lebenskraft unabwiesbar nothwendigen Luft versorgt werden können. Das Verberben der Saaten ist in vielen Fällen auf die durch eine Eiskruste bewirkte Absperrung frischer Luft zurückzuführen. Selbst während ihrer sog. Winterruhe dauert der Athmungsprozeß der Pflanzen fort, wozu es der Anwesenheit frischer Luft bedürfen bedarf, weil nur in solcher die erforderliche Menge von Kohlen-säure enthalten sein kann. Die starken Eis- oder zusammengefrorenen Schneekrusten stellen einen hermetischen Luftabschluß dar, unter welchem die Pflanzen ersticken, darauf in Fäulniß übergehen und einen papierartigen, lebenslosen Rückstand erübrigen. Diese Gefahr für die Saaten, und unter diesen namentlich diejenigen der krautartigen Pflanzen (Raps) entsteht besonders nach lange dauernden Wintern mit starker Schneedecke, wenn alsdann plötzliches Thauwetter eintritt, dem wiederum starker Frost folgt. Durch Anwendung der Walze können wir die Pflanzen von dem Erstickungsstode fernhalten und ihr ferneres Gedeihen wesentlich fördern. Die mitunter empfohlene Anwendung der Eggen ist nach unserer besten Ueberzeugung durchaus falsch, denn durch diese Geräte verdrückt man zu viel Pflanzenmasse durch Zertrümmung.

Um Hühner am Hochfliegen zu verhindern, giebt es verschiedene Mittel. Meistens schneidet man ihnen an einem Flügel die großen Schwingen über den Kiel ab, doch hat dies immer seine Unangenehmen Seiten. Will man die Flugkraft einigermaßen lähmen, dann nimmt man einen starken Zwirnsfaden, macht am Ende einen Knoten, durchsticht den Schaft der ersten oder zweiten Schwungfeder etwa in der Mitte und umwickelt resp. bindet nun auf diese Weise 4—5 Schwungfedern zusammen, aber nur an einem Flügel. Man kann auch das äußerste Flügelgelenk an einem Flügel, die sog. Hand (der Daumen muß stehen bleiben), amputiren, um die Hühner zeitweilig am Hochfliegen zu hindern.

Röthenhaare bei den Pferden. Röthenhaare sind die zuweilen starken Behänge hinten am Fessel. Dieselben bilden ein von der Natur geschaffenes Schutzmittel gegen Erkältungen der Sehnen, Bänder und Gelenke des Fußes. Hauptsächlich sind es die kaltblütigen Pferdebeschlüge, die stark mit diesem Schutzmittel ausgerüstet sind. Um nun seinen Pferden ein edleres Aussehen zu geben, schneidet so mancher Pferdebesitzer seinen Pferden die Röthenhaare weg. Dieses Verfahren ist aber nicht zu empfehlen, sondern sogar nachtheilig, falls den Pferden nicht regelmäßig die Füße trocken gerieben werden, sobald sie in den Stall kommen. Ueberläßt man das Abrotten der Natur, so tritt bei jedem Pferde, dem die Röthenhaare genommen wurden, bald eine chronische Entzündung der Sehnen, Bänder und der Haut ein, die sich anfangs durch Steif- und Struppigwerden, später durch allerlei äußerlich sichtbare Veränderungen an den Beinen kennzeichnet. Das Ende vom Rade ist, daß schon nach wenigen Jahren die Thiere minderwerthig werden. Das Entfernen der Röthenhaare soll man daher unterlassen.



Er scheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum

„Wiesbadener General-Anzeiger.“



Nr. 9.

Wiesbaden, den 3. März 1898.

III. Jahrgang.

Wie ich die Cholera redigirte.

Von Manuel Schnitzer.

Nachdruck verboten.

Die nachfolgende wahre Geschichte ist heute glücklicher Weise nicht mehr aktuell. Die Schreckenstage der Hamburger Cholera sind hoffentlich für immer vorüber, diese Schreckenstage, unter denen auch die armen Cholera-berichterstatler der deutschen Zeitungen nicht wenig gelitten, welchen man plötzlich zumuthete, Dinge zu verstellen, über welche die Gelehrten noch nicht einig sind. Indem ich zu erzählen versuche, welche Leiden ich durch die Seuche erfahren, hoffe ich das Herz des freundlichen Lesers zu rühren. . .

Er sagte, wenn es überhaupt Jemand verstünde, so wäre ich es. Ich würde sicherlich einen frischen, flotanten Zug in die Sache bringen, meinte er und fügte, während seine Miene den Ausdruck ehrlicher Bewunderung annahm, noch hinzu, daß ich ja Feuilletonist sei und meine Darstellungsweise eine äußerst lebendige. . .

Wäre ich damals scherzhaft aufgelegt gewesen, so würde ich vermutlich entgegnet haben, daß gerade die Cholera keine lebendige Darstellungsweise vertrage und daß dies ein stillwidriger Gedanke sei, wie ihn nur ein sonst höchst achtbarer Colleague von der Politik haben könne. —

Aber ich war sehr ernst gestimmt und antwortete höflich, meine Geschäfte hätten es nie erfordert, mich für die Cholera zu interessiren, ich verstehe nichts davon, und es sei überhaupt nicht meine Art und läge auch nicht in meinem Charakter, mich um die Angelegenheiten fremder Leute zu bekümmern.

Darauf erwiderte er anfangs nichts, sondern blickte mich überrascht an, als hätte er mich nicht ganz erfasst.

„Wie?“ rief er endlich, und seine Stimme nahm einen entrüsteten Ton an, während ihm zugleich die Rötze des Jornes ins Gesicht stieg, „wie? die Cholera steht vor den Thoren Berlins, und Sie, Sie haben traurigen Muth, zu sagen, es läge nicht in Ihrem Charakter, sich um die Angelegenheiten fremder — — — das ist doch wirklich — — —“

Dieser Wuthausbruch, der dem blonden Recken, der da vor mir saß, sehr gut zu Gesicht stand erheiterte mich ein wenig.

„So viel wie ich weiß,“ unterbrach ich ihn mit einem gewissen steifen Spott, „erstiren die „Thore Berlins“ und der „traurige Muth“ nur noch in politischen Leitartikeln — —“

„Ah“, fiel er mir noch entrüsteter ins Wort, „ja, ich will mich beherrschen und den mildesten Ausdruck gebrauchen, ja es ist eine geradezu stupide Herzlosigkeit, jetzt, während im deutschen Vaterlande die Seuche rast und ihre Opfer fordert, davon als von einer Angelegenheit fremder Leute zu sprechen.“

„Warum denn?“ fragte ich harmlos — ich verstehe es nämlich, mich so natürlich dumm zu geben, daß Niemand an eine Verstellung denkt — „ich bin ja Ausländer — —“

Sein hübsches Gesicht verzerrte sich vor unsäglich er Verachtung, und er schlug mit der Hand auf meinen Schreibtisch, daß dieser auseinander zu fallen drohte.

„Ah“, stieß er hervor, „weil Sie Ausländer sind? Und deshalb — —“

Dabei blickte er mich durchdringend an, als wollte er mir bis auf den Grund meiner verruchten Seele sehen.

„Gewiß“, ergänzte ich trocken und nicht ohne Verachtung, „sagen Sie selbst, was kann mir das an gehen? Ich stehe doch unter dem Schutze meiner vaterländischen Gesandtschaft — —“

In diesem Augenblicke meinte ich, mein verehrter Colleague von der Politik habe die Absicht, einen Indianertanz aufzuführen. Er schnellte, wie von einer Viper gestochen, in die Höhe, machte einen Sprung von mir weg und sah mich gleichsam entsetzt an.

„Sie sind wohl? — — —“ stöhnte er höhnisch und faßte nach seinem Kopfe.

„Betrübt?“ fiel ich ihm vergnügt ins Wort. Lange nicht in dem Grade, wie Sie vermuthen, Colleague. „Sie haben mich offenbar mißverstanden — —“

„Mißverstanden!“ rief er grimmig, als brähe er es nur mit Mühe über sich, „ni mir zu sprechen. „Sie mißverstanden? Einen Mann, in dessen Charakter es liegt, sich um die Cholera, Roth, Krankheit und Elend seiner Mitmenschen nicht zu bekümmern? — — — der, der sich was darauf zu gute thut, kein Mitgefühl empfinden zu müssen, weil er ein Ausländer — — — aber Mensch,“ unterbrach er sich, „das ist ja zum Wahnsinnigwerden!“

„Bitte,“ meinte ich kalt, aber mit gewohnter Zuverlässigkeit. „Indes alle diese ebenso höflichen, wie formvollendeten Worte, die Sie da mit so edler Lebend-

Schastlichkeit hervorbruden, habe ich doch nicht gesprochen. . . Ich meinte nur, und ich glaube ein Recht dazu zu besitzen, daß die Cholera, die Sie mir in so wahrhaft freundlicher Weise anvertrauen wollten, die Durcharbeitung, die Redaktion der einkommenden Nachrichten nämlich, zu Ihren Angelegenheiten gehört, zu den Angelegenheiten Ihres, des politischen Ressorts. Und ich habe wahrhaftig nicht die geringste Lust, mich um diese mir ganz fremden Angelegenheiten zu kümmern."

Es trat eine Pause ein, die für einen von uns Beiden peinlich war. Aus Kollegialität will ich nicht sagen, für wen. Der andere lächelte mit einer gewissen Befriedigung. Das war ich.

"Es ist ja wahr," sagte mein Kollege endlich besagen, "ich will es zugeben, aber Sie haben sich wirklich unklar ausgedrückt. . ."

"Um," meinte ich ermunternd, "gestehen Sie nur, Sie wollten einfach die Sache los werden. . ."

"So ist es freilich," — seine Mienen nahmen einen traurigen Zug an — "aber ich konnte nicht anders. Diese unaufhörlichen Choleraberichte regen mich auf, machen mich förmlich krank, vergiften meine Phantasie. . . mein Temperament ist zu hitzig, und da dachte ich, daß Sie mit ihrer unerschütterlichen Ruhe der Mann sein werden —"

"Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben, College," rief ich geschmeichelt. "Ich nehme Ihnen die Redaktion der Cholera ab und Sie sollen sehen," — meine Augen leuchteten vor edler Begeisterung — "Sie sollen sehen, was ein gewöhnlicher Feuilletonist aus diesem Stoffe machen kann —"

Wenn ich mir's heute recht überlege, so komme ich zu dem Schlusse, daß ich die Sache doch nicht hätte übernehmen sollen. Aus verschiedenen Gründen! Und schon deshalb nicht, weil ich es hätte wissen können, daß nur Unbath mein Lohn sein würde. O, man muß diese Herren von der Politik kennen! Aber der Ruckuck hole den Ehrgeiz! Ich redete mir ein, es besonders hübsch machen zu können. Es sollte in der That ein frischer, künstlerischer, sozusagen veredelt heiterer Zug hineinkommen. Dafür bin ich doch Feuilletonist.

Von der Cholera verstand ich allerdings nichts, gar nichts; das Einzige, was ich wußte, war: daß man daran sterben könne. Man hätte einen dieser schändlichen Komma-Bazillen auf einem Teller bringen und mir eintreten können, es sei eine Banane (ich habe eine solche niemals gesehen), und ich würde wahrscheinlich zu Messer und Gabel gegriffen haben um mir ein recht saftiges Stückchen abzuschneiden. Meiner Gewohnheit gemäß hätte ich dann die Zubereitungsweise getadelt und behauptet, ich esse sie am liebsten halb englisch gebraten, und man verstünde in Berlin nicht, derartige Leckerbissen zuzubereiten. Was wußte ich von der Gefährlichkeit einer solchen Speise.

Doch zur Sache.

Mein Kollege von der Politik hatte sich beeilt, mir sämtliche eingelaufenen Choleraberichte und Telegramme herüberzuschicken, und mit wachem Feuererker vertiefte ich mich in die Lektüre derselben. Bald hatte ich's auch weg, wie ich die Sache anpacken mußte. Nachdem ich mir das Material zurechtgelegt, begann ich — ein milbes Lächeln um die Lippen — meinen ersten Choleraartikel.

"Wieder ist," so schrieb ich, "eine überaus große Anzahl hochinteressanter Nachrichten eingelaufen. Aus

20 deutschen Städten meldet der Telegraph, daß daselbst die Cholera nicht aufgetreten sei. Es ist nicht nur festgestellt worden, daß dort weniger Leute gestorben seien als sonst, es sind sogar viel mehr geboren worden als in den anderen Jahren. Ich will meinen Lesern die Namen dieser Städte nicht vorenthalten. Es ist eine darunter, die in meiner Seele die freundlichsten Erinnerungen weckt, die Erinnerungen an meine erste Liebe! . . ." Nun erzählte ich die wirklich reizende Geschichte meiner ersten Liebe und fuhr dann weiter fort: "Wahrlich, dem Menschenfreunde kann nichts willkommener sein als solche Nachrichten, und es wäre zu wünschen, daß noch mehr deutsche Ortschaften sich entschließen, uns einen Bericht über ihren vortrefflichen Gesundheitszustand zu drahten. Bei den jetzigen Telegrammpreisen ist das gewiß ein billiges Verlangen."

Auf Hamburg übergehend, setzte ich meine Betrachtungen fort: "Weshalb die Seuche in der Hansestadt in dieser Weise um sich greift, darüber streiten vorläufig noch die Gelehrten, und dem Urtheil dieser Männer vorzugreifen, bin ich nicht der Mann. Eines Tages wird es sich herausstellen, und wir werden uns beruhigen. Nur auf Eins möchte ich den Senat der Elbestadt aufmerksam machen. Aus der oberchlesischen Stadt Nicolai wird gemeldet daß daselbst der Gensdarm Mielke die Uebervachung der Ankommenden besorgt. In Nicolai ist die Cholera nicht aufgetreten. Wir fordern den Hamburger Senat auf, sich Herrn Mielke kommen zu lassen. . ."

Diesen Artikel schickte ich meinem Kollegen von der Politik hinüber und erwartete, daß er ihn sofort in die Druckerei befördern werde. Anstatt dessen kam er in mein Zimmer gestürzt, schwer athmend und mit einem Ausdruck im Gesicht, der mir merkwürdig vorkam.

Er sagte — und es schien mir, als beherrsche er sich mühsam — daß er nicht gedacht habe, ich würde mit so ernsten Dingen meinen frivolen Scherz treiben, und diese Geschichte meiner ersten Liebe, meinte er, diese wahnsinnige Geschichte sei ein entsetzlicher Quatsch —

Darauf sprang ich entrüstet auf und bat ihn höflich, ein Wesen nicht zu beleidigen, für das ich Gefühle hege, deren Tiefe einem Politiker —

"Unsim," unterbrach er mich schreiend. "Bleiben Sie mir freundlichst damit vom Leibe. Das hat mit dieser Sache nichts zu schaffen. Wenn Sie schon Artikel schreiben wollen, statt die Telegramme einfach einzurichten, so greifen Sie die Regierung an wegen ihrer mangelhaften Maßnahmen — mit Ihrem bis — merkwürdigen Vorschlag, einen obskuren Herrn Mielke —

Ich sah, daß wir uns nicht verstehen würden. Ich gab also nach.

"Gut," sagte ich trozig, "ich werde also die Regierung angreifen — Sie sollen mit mir zufrieden sein, Kollege. Ich will Ihnen den Gefallen erweisen, obwohl ich nicht weiß, was die Regierung — ja, ja, ich glaube, wenn es gar keine Regierung gäbe, so könnten Sie von der Politik überhaupt nichts schreiben —"

Er that so, als hätte er nicht gehört und ging, während ich nochmals die Berichte durchzustudieren begann, dazu auch die letzten Veltaufsätze meines Kollegen.

Die Folge davon war ein fulminanter Artikel, in welchem ich der Regierung meine tiefste Verachtung mit der nachfolgenden Wendung ausdrückte:

"Wieviel die Regierung für die neue Militärvorlage beansprucht, das weiß ich nicht, ich weiß aber das: eine

solche Reglerung ist es nicht werth daß ich von meinem Schreibtische aufstehe, in den politischen Theil unseres Blattes mich bemühe, um darüber genauere Daten zu erfahren — —

Ich glaube — und das wird mir Jeder zu steh —, daß dies ein starker Angriff ist.

Was thut aber mein College von der Politik?

Er kam in voller Wuth zu mir herein, raste einige Male im Zimmer auf und ab, rund um den Tisch und raste die Berichte und Depeschen, die noch vor mir lagen, zusammen. Dann sah er mich durchdringend an und sagte mit bebender Stimme:

„O, ich danke Ihnen, Kollege. Ich danke Ihnen sehr.“

„Nicht wahr, diesmal war's gut?“ fragte ich harmlos.

Darauf brach er in ein höhnisches Lachen aus und bremte mir den Rücken.

Das Arbeitsmaterial nahm er mit sich. Es ist wahrhaftig nicht meine Art, mich Jemanden aufzudrängen, sonst hätte ich ihn gebeten, mich die Cholera weiter redigieren zu lassen. Was mich betrifft — ich hatte daran unsägliches Gefallen gefunden.

Der Zahnarzt.

Ein Zahnarzt, der es gut versteht
Die Zähne auszureißen,
Hat, wenn es andern recht vergeht
Selbst immer erst zu beißen.

Mit offnem Munde starrt ihn an
Ein jeder seiner Kunden.
Raubt er dir mit Gewalt den Zahn,
Bist du ihm noch verbunden.

Wer bricht wohl Kronen leicht wie er,
Wem ist die Kraft verliehen —
Und wär's ein Mathematiker —
So Wurzeln auszuziehen!

Und was noch keiner sonst gethan,
Was wagen darf kein Weiser:
Der Zahnarzt fählet auf den Zahn
Dem König und dem Kaiser.

Er macht durch Batterien sich reich —
Welch lohnende Bemühung!
Denn, wenn er einsetzt, immer gleich
Gewinn bringt jede Ziehung.

Und als ein Zetken wohl von Geist:
Das Pulver, das den Kunden
Er als das allerbeste preist,
Das hat er selbst erfunden.

E. R. Aus „Das Narrenschiff“.

Die Wiege.

Herr Beierlein wird von seiner jungen Frau mit der freudigen Mittheilung überrascht, daß es nun Zeit sei, für eine Wiege zu sorgen.

„Schön,“ meint Beierlein, „ich will sofort zum Tischlermeister Faber gehen.“

Der Tischlermeister verspricht auch, die Wiege binnen drei Wochen zu liefern, worauf ihm Beierlein als Anzahlung ein Zwanzigmarkstück in die Hand drückt.

Nach Ablauf der drei Wochen ist der ersetzte Stammhalter eingetroffen, aber nicht die Wiege.

Beierlein spricht wieder bei dem Meister vor und ersucht ihn, die Wiege doch recht bald zu schicken.

„Ach ja, die Wiege,“ ruft Faber, „ich vor den Kopf schlagend. „Nichts für ungut, Sie sollen die Wiege bald haben.“

Wieder vergehen einige Wochen, ohne daß Faber sein Versprechen erfüllt.

Beierlein erinnert ihn daher nochmals an die Wiege.

„Ach, Donnerwetter, die Wiege!“ erklärt der Tischler. „Davon hatte ich ganz vergessen. In spätestens drei Tagen ist die Wiege fertig.“

Es vergehen wieder drei Tage, es vergehen drei Wochen, drei Monate; die Wiege ist immer noch nicht da.

Beierlein vergißt allmählich den Tischlermeister und die 20 Mark. Der Junge wächst ohne Wiege heran und entwickelt sich zur Freude seiner Eltern zu einem strammen Burschen.

Erst nach langen Jahren, nachdem der Sohn sich bereits selbst einen eigenen Hausstand gegründet, tritt wieder die Nothwendigkeit ein, für den Enkel des alten Beierlein eine Wiege zu beschaffen.

„Halt!“ meint der Alte, „da fällt mir ein, daß ich vor 25 Jahren dem Tischlermeister Faber 20 Mark auf eine Wiege gezahlt habe. Die Wiege habe ich bis heute noch nicht bekommen. Faber muß sie jetzt endlich liefern!“ Der junge Beierlein begiebt sich nun zu dem Tischlermeister und verlangt die umgehende Lieferung der Wiege. „Weiß schon, weiß schon,“ erwidert Faber, „die Wiege, die Ihr Vater bestellt hat. Die hätten Sie auch so bald bekommen. Ich will Ihnen was sagen: Hier haben Sie die 20 Mark zurück. Drängen laß ich mich nicht!“

Das alte Rabiweib.

Da schaut's das alte Weiberl an
Mit ihrem Rabi dort,
Ihr Gesicht is voller Falten schon,
Und d'Füß woll'n nimmer fort.

Wer möcht's jetzt glaab'n, daß sie amal
A saubers Dirndl war?
Und doch is 's so — es is blos her.
Schon guat an vierzig Jahr.

Als Dirndl hat sie Edelweiß
Und Almenrausch verkauft;
Da ham die jungen Herren sich
Um ihre Bleamerl g'raaft.

Mit Bleamerlhandeln aber is 's
Natürli jetzt vorbei,
Denn lieber Gott, wer kauft denn die
Bon so an alten Wei.

Beim Rabihandeln aber is
Die Schönheit Nebensach,
Is nur der Rabi scharf, daß man
Kriegt richti Durscht danach. G. Stingl.

Allelei Humoristisches.

Aus dem „Narrenschiff“.

Reichstagsitzung vom 29. Februar 1898.

Abg. Frhr. v. Stumm: Humanität, meine Herren, ist gewiß eine schöne Sache — aber ich meine, wir sollten uns damit auf die Poesiealbum unserer Töchter beschränken. (Zuruf rechts: Sehr richtig!) In unseren Strafanstalten wenigstens ist sie durchaus nicht angebracht. Hier gilt es im Gegentheil, mit energischer Hand

